Stiefkind Tanz

Autor(en): **Breuss, Ursula**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes**

Band (Jahr): **80 (1988)**

Heft 1

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-355279

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kontinuität erst möglich machen und sich damit schlussendlich der Qualität verpflichten. Das ist mühsam, aber wichtig.

K.: Und der Zusammenhang von Infrastruktur und Publikum?

B.: Wenn die Infrastruktur vorhanden ist, wächst in der Regel auch das Publikum, wie das Beispiel von Baden beweist. Das Publikum braucht Zeit und die Produktionen müssen qualitativ gut sein, kein Schwachstrom. Das ist einfach ausgedrückt, aber es ist so.

K.: Richtig ist doch aber auch, dass sich nur eine Minderheit der Bevölkerung für eine Kultur interessiert, die du machst und für die du hier eintrittst.

B.: Wenn der Staat, der der Vertreter der Allgemeinheit ist, die Schulen so fördern würde wie die Kultur, würde niemand mehr in die Schule gehen. Die Folgen wären ziemlich klar. Es geht jetzt nicht darum, sich detailliert über die Schule, das Obligatorium und so weiter auszulassen. Aber man soll sich doch einmal eine Situation vorstellen, in der jedes Schulhaus das Geld von Sponsoren selber organisieren müsste. So ist etwa die Situation in der Kultur.

K.: Ich bin einverstanden. Auch ich gebe der Kultur eine gleiche Bedeutung wie etwa der Schule. Beides sind erstrangige Aufgaben. Aber wie wollen wir breite Schichten davon überzeugen, dass Kultur eben diese Bedeutung hat?

B.: Kontinuität ist hier halt schon wichtig. Je mehr zum Beispiel gute Konzerte zu günstigen Preisen zu hören sind, um so grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich auch einmal ein «statistisch» Uninteressierter in ein solches Konzert «verirrt» und so vielleicht zufällig einer ihm sonst verborgenen Welt begegnet. Denn Kultur im kleinen Rahmen fördert die Begegnung, ermöglicht Kommunikation und bewirkt letztendlich Veränderung. Ein Konzert zum Beispiel kann ein Kraftspender sein und kann bei einem Menschen etwas bewirken. Jeder Besucher von Konzerten oder Theateraufführungen hat das schon erlebt, dass ihm ein Abend «eingefahren» ist, ihm in Erinnerung bleibt und ihn aufgerüttelt hat. – Kultur im grossen Rahmen dagegen behindert Kommunikation eher, fördert Vermassung und Vereinsamung und hemmt gleichzeitig die Veränderung.

Stiefkind Tanz

(K.) Alle künstlerischen Tendenzen, noch mehr, wenn es sich um moderne und solche in der «freien Szene» handelt, sind nicht auf Rosen gebettet. Tatsache aber ist, dass in der Schweiz Tanz das Stiefkind des Kulturlebens und der Kulturpolitik ist. In keiner Form ist Tanz ein vom BIGA (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) anerkannter Beruf; es gibt keine staatliche Ausbildung für Tanz und in Konsequenz daraus sind

die fest angestellten Tänzerinnen und Tänzer an den grossen Theatern in die untersten Lohnklassen eingereiht. Das wird damit zu tun haben, dass Tanz zu einem recht grossen Teil eine Frauenkultur ist (und das Prinzip von gleichem Lohn für gleichwertige Arbeit da eben auch nicht spielt); dass Tanz im weiteren in einer körperfeindlichen Kultur Misstrauen erweckt und noch immer den Ruch des «Unseriösen» an sich hat. – Es schien uns wichtig, Tanz hier Raum und Wort zu geben. Wir haben ***Ursula Breuss,*** *eine Vertreterin der jungen Tanzgeneration, gebeten zu schildern, wie sie als professionelle Tänzerin ihren Alltag erlebt, der massgeblich auch von finanziellen Zwängen geprägt ist.*

Der Tanz als Teil des Kulturgeschehens noch wenig erkannt

Das Wort wird an den Tanz weitergegeben. Schön, dass auch er erwähnt wird und dass sein Stellenwert im Kulturgeschehen mehr und mehr erkannt wird. Dass dies immer noch beschränkt der Fall ist, davon soll mein Bericht als Zürcher Tanzschaffende handeln.
Mit zwanzig – nach einer abgeschlossenen kaufmännischen Lehre – war für mich ganz klar, was für mich eigentlich schon immer klar war: Ich wollte tanzen. Damit schlug ich einen Weg ein, der nicht einfach sein würde. Auf der Suche nach Ausbildungsmöglichkeiten musste ich feststellen, dass Tanz im Ausbildungssystem der Schweiz gar nicht integriert war. Entweder Klassisches Ballett schon als Kind an teuren Privatschulen trainieren und dann die Leiter bis zur Ballerina in einem Stadttheater via Berufsschulen im Ausland hochklettern, oder... Gab es damals schon Alternativen?
Ja, die heute seit rund zehn Jahren bestehende «Colombo Dance Factory» war 1981 eine der wenigen privaten Ausbildungsstätten, die ausser Klassischem Ballett auch Modernen Tanz und Jazz-Tanz im Ausbildungsprogramm anbot. Dort beendete ich nach drei Jahren meine Grundausbildung, für die ich sogar ein Stipendium erhielt. Doch nur mit zusätzlichen Arbeiten wie Servieren an Wochenenden und abends konnte ich mich über Wasser halten.
Dann der Einstieg in die freie Tanzszene: Ich lernte Fumi Matsuda kennen. Sie suchte Frauen für ein neues Programm, und ich stieg bei ihr ein. Fumi Matsuda ist eine der Pionierinnen der freien Tanzszene, die sich in den siebziger Jahren einen Namen machte, indem sie moderne und eigenwillige Choreographien zeigte. Froh, in Fumis Gruppe tanzen zu können, lernte ich sehr bald auch die Schattenseiten der freien modernen Tanzgruppen kennen, auch wenn sie sich wie im Fall des «Fumi-Matsuda-Tanztheaters» schon längst bewährt haben: der ewige Kampf um Unterstützungen bei der Stadt Zürich, aber auch bei andern Kulturinstitutionen wie Pro Helvetia und den vielen privaten Sponsoren, von denen nur wenige positiv antworten. Bürokratie gehört halt ebenso zu den Aufgaben einer freien Gruppe wie die schöpferische Arbeit selbst. Die Arbeitszeit, die wir brauchen, um ein neukonzipiertes Stück auf die

Bühne zu bringen, können wir gar nicht als Gegenwert im Budget aufführen. Die hohen Beträge wären viel zu abschreckend für unsere Geldgeber. Während rund fünf Monaten fünf halbe Tage pro Woche investieren, ohne etwas zu verdienen, gehört zur Realität.

Warum ist unsere Arbeit so wenig wert?

Subventionen ja, aber nach Meinung unserer Sponsoren müssen wir gleich produzieren, gleich auf der Bühne stehen. Hat nicht jedes Stadttheaterballett genügend Zeit und vor allem Raum, um die Stücke einzustudieren. Ich meine: bezahlte Zeit, bezahlten Raum. Uns «Freie» messen Presse und Publikum mit den gleichen Massstäben. Sie kennen die Bedingungen nicht, unter denen eine Produktion entsteht. Fördern würde auch heissen: Bedingungen schaffen, dank denen Kontinuität und Qualität entstehen können.
Weshalb nur, frage ich mich, ist diese Arbeit, die technisches Können und sehr viel Aufmerksamkeit und Konzentration erfordert, nicht gleich viel wert, wie wenn ich als Sekretärin an der Schreibmaschine arbeite. Wenn ich das Zehn-Finger-System beherrsche, verdiene ich in der Stunde rund zwanzig Franken. Als Tänzerin in der freien Tanzszene hart körperlich arbeitend bin ich nichts und verdiene ich nichts. Ungerechtigkeit des Systems?

Wir müssen uns durchsetzen

Nicht zuletzt der genannten Gründe wegen hat sich die Zürcher Tanzszene zu emanzipieren versucht. Sie schloss sich zur Interessengemeinschaft Tanz Zürich (IGTZ) zusammen, um vor allem über die heiklen Probleme der Finanzierung, der Aufführmöglichkeiten, der Raumbeschaffung zu beraten. Aus diesem Kreis ist auch der Tanznovember Zürich 1985 hervorgegangen. Mit Erfolg bietet dieser sämtlichen Zürcher Tanzschaffenden Gelegenheit, ihre Arbeit einem breiten Publikum zu zeigen. Innert drei Jahren hat sich nun der Tanznovember von einem Zürcher Kulturgeschehen auf ein gesamtschweizerisches ausgedehnt. Es fand 1987 ein Austauschprogramm mit Gruppen aus der Westschweiz und dem Tessin statt. Die Grenzen sind sogar noch weiter gesteckt: auch ausländische Gruppen zeigen ihre Arbeiten. So kann man/frau sagen, dass sich die Schweizer Tanzszene konsequent und hartnäckig an internationales Niveau herantastet.
Und doch ist diese ganze Szene geprägt von Idealismus. Denn: Ist unsere Gratisarbeit nicht der beste Beweis dafür! Ich bin überzeugt, dass ich und mit mir noch viele andere einen wichtigen Teil zum Kulturleben beitragen. Denn gerade Kunst, die Inhalte vermittelt und vor allem ein Ausdruck unserer modernen Zeit ist, *muss* Berechtigung haben. Das heisst: Sie muss auch unterstützungswürdig sein, so dass wir Tanzschaffende vom Tanz als Arbeit leben können.